

Erwin Heimann

Albert Streich zum 80. Geburtstag

*Ansprache anlässlich der Feier zum 80. Geburtstag von Albert Streich
am 24. September 1977 in Brienz*

Liebe Brienerinnen und Briener

Ihr alle, die Ihr heute gekommen seid, um des 80. Geburtstages von Albert Streich zu gedenken, kanntet ihn besser als ich. Er war Euch eine vertraute, alltägliche Erscheinung, Ihr nanntet ihn mit vertraulichem Namen. In seiner Jugend wurde er von Euch «Tschurh genannt, später sprachet Ihr von ihm wohl eher vom «Albeli». Was ich als Freund und Kollege von auswärts zu seinem Wesen und Schaffen zu sagen habe, das habt Ihr schon bei anderer Gelegenheit gehört. Darum möchte ich Euch heute einige allgemeine Gedanken über die Situation nahebringen, in der eine Erscheinung wie Albert Streich in seiner Gemeinschaft und in der Welt steht.

Wir müssen uns eine Grundfrage stellen: Was hat ein literarisch Schaffender innerhalb seiner Umwelt für eine Funktion? Die Frage kann noch härter gestellt werden: Hat er überhaupt eine? - Ein Schriftsteller steht immer in mehrfacher Hinsicht im Zwielficht; und wenn man ihn als Dichter bezeichnet, erst recht. Entweder steht er im Geruch, mehr in Wolkenschlössern als auf dem festen Boden beheimatet zu sein, man nennt ihn, wenn meist auch nur hinten herum, einen Träumer oder gar einen Spinner. Die andere Möglichkeit: Man empfindet ihn als einen Unbequemen, der Gedanken ausspricht, die besser ungesagt blieben, Beobachtungen festhält, die man nicht wahr haben möchte. Zum ändern ist häufig seine materielle Grundlage äusserst fragwürdig, er kann auf keine äusserliche Macht pochen. Auf jeden Fall betrachten ihn die meisten seiner Mitbürger als eine ausgefallene Existenz.

Aus dieser Einstellung ergibt sich eine andere Frage: Ist der Dichter einer von Euch, ein normaler Dorfgenosse, oder ist er etwas Besonderes? Ich möchte darauf antworten: Er ist beides miteinander. Nehmen wir den konkreten Fall: Niemand von Euch wird behaupten wollen, Albert Streich sei nicht ein echter Briener gewesen, obschon sein Vater von auswärts zuzog. Und doch wird auch niemand abstreiten wollen: Er war eben doch ein Besonderer! Ja man könnte vielleicht in einem Wortspiel um den Begriff "Dichter» feststellen: Er war ein verdichteter Briener!

Eine solche Situation sucht man nicht, auch Albert Streich suchte sie nicht. Vielleicht ist es eine Gnade, wenn man sie erreicht; vielleicht aber ist es auch eine Verdammung. Dieser Zwiespalt - Gnade oder Verdammung - ist auch Albert Streich schon früh zum Bewusstsein gekommen. Als Beleg dafür, wie er sich schon als Kind zuweilen von seinen Dorfkameraden absonderte, absondern musste, möchte ich einen kurzen Ausschnitt aus seinen Jugenderinnerungen vorlesen, wie sie im "Tschuri» zusammengefasst sind. Er sprach von den Buben spielen am See und fährt fort:

"Wie man aber auch nichts tun und bloss verweilen und sich vergaffen kann! Man sitzt im zarten Uferkies, mit dem Rücken an ein glattes Stammstück gelehnt, manchmal den vollreifen Duft des warmen Holzes, manchmal den flüchtigen Fischgeruch des träge ziehenden Wassers oder den trockenen, erdigen Geruch des warmen Uferandes in der Nase. Die grösseren Steine auf dem vor dem Bachbett zwanzig Schritte in den See hinausragenden Schuttkegel werfen keine Schatten, sind bleich wie Gebeine und strömen zitternde Luft aus. Dahinter, von der hohen Sonne abgekehrt, döst das Wasser ruhig, metallblau und nur ab und zu scheinen helle Flecken darin auf, als öffne es für einen Augenblick eines seiner schläfrigen Augen. Hingegen dort, wo die weite Seebreite sich auftut, da strömt das Licht vom Himmel voll hernieder, flimmert die Luft in unzähligen kleinen Teilchen wie glänzende Nadeln und schimmert darunter die Wasserfläche wie von unendlich vielen weissen Kristallen grell auf grünblauem Grund.

Man schaut gewiss in die Unendlichkeit, wenn man voll in dieses Lichtspiel blickt, und man braucht nur ein wenig zu träumen, gleich schwebt man als schwereloses Wesen in dieser leuchtenden Herrlichkeit nach Herzenslust."

Vielleicht seid Ihr erstaunt darüber, was da ein Kind am Seeufer alles gesehen hat, oder gesehen haben wollte. Alle andern hatten doch dasselbe Bild vor Augen, aber vielleicht sahen sie es eben doch nicht. Und gerade darin erkennt man vielleicht die Aufgabe des Dichters: Er schaut, er spürt und empfindet für alle andern, und er versucht es zu erfassen und auszudrücken.

Bei Albert Streich, der ja in Eurer Welt wurzelte, trifft das wohl noch in ganz besonderem Masse zu, und er konnte sich dieser Welt nie entziehen. Oft zog es ihn fort, hinaus in die Welt, aber noch viel stärker zog es ihn immer wieder zurück in seine Heimat zwischen See und Berg. Brienz war seine Welt, in der er mit allen Sinnen verwurzelt war. Er hatte sie nötig, um atmen und leben und schaffen zu können, er hatte auch Euch, seine Dorfgenossen, nötig.

Doch ebenso gilt die Umkehrung: Auch Ihr hattet ihn nötig, zu seinen Lebzeiten, und jetzt, nach seinem Tode, vielleicht erst recht. Brienz wäre ohne Albert Streich um einen Sonnenschein ärmer, und die Brienzer wären es auch. In seinen Geschichten, in seinen Versen lehrte er Euch schauen, hören - und spüren.

Für die meisten sind wohl seine Gedichte am gegenwärtigsten. Wir vergessen darob leicht, wie manchen Weg er suchte, nicht bloss um zu existieren, nein, vor allem um auszusagen, was ihn plagte und freute, was er sah und erlebte. Am Anfang seines Schaffens stehen Arbeiten für das Radio. Die anschaulichen, gutdurchdachten Bilderfolgen "Sunnesyts am Rothooren» und "Bei den Sennen auf der Alp» fanden bereits ein lebhaftes Echo in der ganzen deutschsprachigen Schweiz. Dann folgte seine Sammlung von Brienzer Sagen, es folgten Erzählungen in Zeitungen und Zeitschriften. Und doch spüren wir heute: In seinen Mundart-Gedichten scheint Brienz am strahlendsten auf. Was für prachtvolle Gedichte auch schriftdeutsch entstanden, wird uns allen erst bewusst werden, wenn der weitere Band der Gesamtausgabe vorliegt. Aber gerade die Tatsache, dass er das Innigste in Eurer Mundart ausdrückte, beweist seine Verbundenheit mit Brienz und den Brienzern. Werner Weber, der damalige Feuilletonredaktor der "Neuen Zürcher Zeitung», hat in seinem Nachruf für Albert Streich die besondere Problematik sichtbar gemacht, die dem Mundartdichter erwächst. "Die Mundartdichtung (aufdringlicher als die Dichtung in Schriftsprache) hat vorgeformte Baustecke. Wer in Mundart zu schreiben anfängt, der muss wissen: Das Schicksal setzt hier besonders gern den Hobel an und hobelt alle gleich. Dichtung in Muttersprache wird unter schwachen Händen zur Dichtung in Mütterchensprache. Verkleinerungssilben lügen dann eine Welt, die noch kein Herz hat, wenigstens ins Herzige hinüber. Die pflanzlichen Glanzstücke aus einem Bauerngarten und ein wenig Kuckuck im Land, vermischt mit Hauspruchweisheit, Liebesfreud und Liebesgram, helfen der verlogenen Muse auf schwache Beine. Lirumlarum mit Sentiment.

Aber plötzlich wird eine Stimme laut: Sprachkunst aus Mitteln, die wir im Tage abbrauchen und verbrauchen; Ursprüngliches im Alltag, Erlesenheit im Gewöhnlichen. Botschaft im Gebrauchswort - jedermann zu eigen und doch jedem fremd. Ein Kunstwerk. Die Mundartliteratur unseres Landes ist reich daran (nicht so reich zwar wie an belanglosem Geplapper).

Albert Streich hatte vorgeformte Baustecke auf seinem Arbeitsplatz, und er brauchte sie. Aber er ist ihnen nicht verfallen. Immer wieder führte ihn sein Charakter in den leeren Raum, welchen der Stümper mit Allerweltswort zum Gemeinplatz - welchen aber der Künstler durch sein Wort zur Heimat macht, Heimat des Menschen. Ich sehe Albert Streich ins Leben schauen, höre ihn reden, spüre Kunst bei dem Manne, der nicht nach Kunst sich sehnte, sondern nur nach dem Mutterlaut, in dem das Leben seinen Sinn offenbart, der nicht flüchtig ist.» Albert Streich hat das Problematische an seinem Werk auch voll erkannt.

Er war sich bewusst, dass er einen Verzicht auf sich nahm, wenn er für entscheidende Teile seines Lebenswerks die Brienzer Mundart verwendete. In einem Brief an Maria Lauber, geschrieben im Dezember 1956, stehen die zweifelnden Zeilen:

«Wir werden wohl nicht die einzigen sein, die in einem weltabgelegenen Krachen dichten und trachten und versuchen, über den Alltag der Enge und Missgunst hinauszuwachsen (sagen wir einmal ehrlich, dass ein solches, überdies bewusstes Vorhaben fast unerträgliche Spannungen mit der Umwelt erzeugt, wenn er nicht *weit* über sie hinauswachsen kann).»

Und ein Jahr später tönt es im Jahresendbrief an seine Dichterfreundin noch bitterer:

«Rat einmal, wie lange es geht, bis der Mundartschriftsteller nur noch eine Art Museumskonservator ist? Die Auffassung, der Mundartler sei dies jetzt schon, und eben nur das, scheint im Volk draussen weit verbreitet zu sein. Wenn mir jemand ein wenig bekanntes Wort von ‚früher‘ mitteilt, habe ich oft das Gefühl, ich müsste fragen, wie viel ich nun für diese alte Neuheit zahlen müsste, in Brienz natürlich. Wenn schon, denn schon. Die gesprochene Sprache sozusagen als Handelsartikel. Irgend etwas sollte man einmal anstellen, das der Muttersprache wieder mehr Liebe, zum mindesten Respekt einbrächte, indem man sie wenigstens mehr in den Familienkreis hineinstellte wie ein schönes, gut zu haltendes Möbelstück, oder einen Teppich, oder ein wertvolles Bild oder das Klavier, oder einen amerikanischen Bestseller (oder wie man das schreibt), bevor man ihn ganz ausgelesen hat.»

Das schrieb Albert Streich vor zwanzig Jahren. Sein Pessimismus im Hinblick auf die Mundartdichtung war damals durchaus gerechtfertigt, aber er hat sich nicht als richtig erwiesen. Erleben wir doch heute das Gegenteil: Die Mundart und damit die Mundartdichtung hat eine überraschende Aufwertung erfahren, sie sind sozusagen wieder salonfähig geworden. Vielleicht wird diese Erscheinung gefördert durch das gesprochene Wort an Radio und Fernsehen; vielleicht ist es auch eine unvorhergesehene Reaktion auf die überhastet vorangetriebenen Integrationsbestrebungen. Wir alle - und nicht nur die Brienzer - suchen wieder zurück zum Eigenen und Besonderen, wir alle sind auf der Suche nach Heimat.

Und wenn Ihr, Brienzerinnen und Brienzer, heute diese Feier veranstaltet habt, so beweist Ihr damit, dass auch Ihr auf der Suche seid. Und gerade bei dieser Suche wird Euch wahrscheinlich erst so ganz bewusst, dass Euch das Glück beschieden ist, im eigenen Boden nach Schätzen graben zu können.

Der Mensch Albert Streich ist heute nur noch Erinnerung, und wir alle wissen, dass es ein schweres Menschenleben war. Der Dichter Albert Streich aber ist blühende Gegenwart, er ist mitten unter Euch und wird unter Euch bleiben für Generationen.



Albert Streich (1897–1960)



*Albert-Streich-Denkmal in Brienz. Es trägt folgende Inschriften:
Dem Dichter Albert Streich, 1897–1960, gestiftet von den Brienser Frauen.
Arnold Huggler, 1969.*